

Abschied von der Judenmission

Das Institutum Judaicum Delitzschianum heute

Folker Siegert

aktualisierte Kurzfassung eines gleichnamigen Aufsatzes in: T. PILGER/ M. WITTE (Hg.): *Mazel tov. Interdisziplinäre Beiträge zum Verhältnis von Christentum und Judentum* (Schriften des Instituts Kirche und Judentum, N.F. 1), Leipzig 2012, S. 291-302

Die Verdienste des Leipziger Alttestamentlers Franz Delitzsch (1813-1890) um die bessere Kenntnis des Judentums in kirchlichen Kreisen Deutschlands sind unbestritten. Delitzsch hat ein Defizit in lutherischer Lehrbildung, das in der Verhältnislosigkeit zum nachbiblischen Judentum besteht, erkannt, wenn auch noch nicht klar benannt. Für ihn war das Judentum keine verfehlte Kirche und auch nicht einfach eine Spielart von (fehlgehendem) Messianismus, wie etwa für die Reformatoren, sondern eine eigenständige Religion mit biblischer Begründung. Um deren Verständnis bemühte er sich und förderte in diesem Zuge die zeitgenössischen Formen von Judenchristentum, wie sie im aschkenasischen Osten langsam aufkeimten. Er meinte damit einem Heilsplan Gottes zu dienen.

Der Missionsbefehl selber (Mt 28,19) freilich gibt eine "Mission unter Israel" nicht her. Wer ihn im Urtext kennt, weiß, dass er sich auf *ethne*, Heiden, richtet, hebr. *gojim* (wie in Delitzschs eigener Übersetzung des NT ins Hebräische zu lesen steht); das kann nicht ohne weiteres auf Juden zurückgewendet werden. Den Pietismus aber, dem Delitzsch anhing, faszinierte die in Röm 11,25-27 ausgedrückte Erwartung einer Bekehrung des jüdischen Volkes zu Christus, die nunmehr in quasi-dogmatischer Weise in eine Abfolge der "letzten Dinge" eingefügt wurde. Man schwenkte ein auf den Dispensationalismus, das Geschichtsplandenken – eine Spielart reformierter Theologie, die, von Augustin herkommend, einen Heilsplan Gottes von Ewigkeit zu Ewigkeit in den wichtigsten Zügen zu kennen glaubt.

Dieser Geschichtstheologie, die nach der Schoa unhaltbar wurde, hat das IJD in praktischer Hinsicht schon lange, in grundsätzlich-theologischer unter seinem Leiter der Jahre 1996-2012, Folker Siegert, öffentlich den Abschied gegeben. Ziel ist die

Erforschung des christlich-jüdischen Verhältnisses in der neutestamentlichen Zeit wie in der Gegenwart und seine Förderung ohne ideologische Vorgaben und ohne bestimmte Erwartungen, wie der jüdische Partner reagieren müsste. Heute beantwortet das IJD die immer noch kommenden Anfragen nach Zusammenarbeit mit solchen – heute fast durchweg englischsprachigen – Organisationen, die Judenmission betreiben, negativ. Wir sagen: *Sorry*, der Geschichtsplan, an dem sich noch Franz Delitzsch orientierte, war für das 1.Jh. gedacht, nicht aber für das dritte Jahrtausend. Unser Verständnis der Bibel ist an der tatsächlichen Geschichte orientiert, der einstigen wie der neueren.

Besondere Aufmerksamkeit gilt also der vorrabbinisch-hellenistischen Zeit bis hin zu Arbeiten über Josephus, dann aber der Reformation und der jüngsten Vergangenheit. Wir betreiben auf all diesen Gebieten den Dialog mit dem Judentum als lebender Religion – versteht sich: soweit es denn eine solche sein möchte; andere Aspekte des Judentums sind für Kirche und Theologie weniger wichtig. Der Nutzen solchen Tuns besteht in gegenseitiger Verständigung und im Abbau von Vorurteilen. Auch resultiert zumindest für die christliche Seite daraus manche noch zu klärende Aufgabe der Selbstvergewisserung.

Wir wissen: Das Judentum, wie es sich selbst versteht und wie es sich in aller Vielstimmigkeit nach außen präsentiert, ist keine Heilsreligion. Man versteht es falsch, wenn man ihm, wie Delitzsch wollte, das Heil bringen möchte. Das Judentum ist eine Religion der Zugehörigkeit – eines Volkes zu Gott, und jedes Gliedes dieses Volkes eben zum Volk. Heil ist darin, wenn schon, impliziert. Wenn in der Hebräischen Bibel von "Heil" die Rede ist, dann im Sinne rettenden Eingreifens in vorübergehender Notsituation. Die Befreiung aus Ägypten ist das Beispiel, die Schoa das Gegenbeispiel. Es gibt darum auch für das Judentum gute Gründe, sich von allzu konkreten Vorstellungen, wie Gott in der Geschichte handeln müsse, fern zu halten. Doch hatte jede Katastrophe nach sich auch wieder eine Zeit des Neuaufbaus – unter Esra, unter den Rabbinen, auch in der Multikulturalität der Gegenwart einschließlich der von allen großen Kirchen geteilten Auffassung von der fortdauernden Gültigkeit des Sinai-Bundes. Hierin liegen jeweils die spannendsten Forschungsgebiete für das Institut.

Die Arbeit ist stets auch eine theologische. Wenn die Verwüstungen der Jahre 1933-45 nicht nur sinnlos waren, wie die Schoa, sondern als ein Gericht Gottes aufgefasst werden können, dann gilt das für die Kirche. Selbst der Adel, Recht gehabt zu haben, ist keine große Zierde für diejenigen, die sich als Sprecher der Bekennenden Kirche lieblos verhielten oder – in ihrer beanspruchten Nachfolge seither – eine reformiert geprägte Israel-Theologie allen Kirchen aufdrängen wollen.

Die letzte in Prof. Siegerts Amtszeit fallende Gemeinschaftsleistung, im Januar 2012 als Buch erschienen, trägt den Titel: *Kirche und Synagoge: Ein lutherisches Votum*. Eine Theologie der Koexistenz von Sinai-Bund und Neuem Bund wird dort vorgetragen in Übereinstimmung mit Bekenntnisaussagen und Selbstdarstellungen lutherischer Kirchen in Ost und West. Ihr zufolge muss nicht entschieden werden, ob es *einen* Heilsweg gibt oder zwei (oder noch mehr?). Der Ausdruck "Heilsweg" als solcher wird der reformierten Theologie, aus der er stammt, zurückgegeben zugunsten einer Theologie der Selbstoffenbarung Gottes (Joh 1,1-18), auf welche die Menschen verschieden antworten (auch der Joh-Prolog, Urtext wie Übersetzungen, ist eine Antwort). Nicht eine jüdisch-christliche Ökumene unter Ausschluss der übrigen Welt ist gemeint, sondern erstens, innerchristlich, eine "versöhnte Verschiedenheit" zwischen den Kirchen und Konfessionen auch in der Frage des Verhältnisses zu Israel (Volk und Staat); zweitens und interreligiös ist es der vom Rabbinic Council of America schon 1964 geforderte *mutual respect among the world's major faiths*.